Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 12 (1922)

Heft: 18

Artikel: Die vier Verliebten [Fortsetzung]

Autor: Möschlin, Felix

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-637404

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 18 — XII. Jahrgang | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern | Bern, den 6. Mai 1922

Das Lerchenlied.

Der Tag bringt seine Sorgen,
Mich läßt es unbeschwert,
Das macht, ich hab am Morgen
Die Lerchen singen gehört.

Nun geh ich durch die Menge,
Geh ruhig und mit Lust.
Weiß keiner, was für Klänge
Ich trag in meiner Brust.

Es klang so süß und labend,
Rief Mut und Hoffen wach.
Den Tag lang bis zum Abend
Klingt's mir im Herzen nach.

Johannes Trojan.

Die vier Verliebten.

Roman von Felix Möschlin. 18

Martha hatte immer noch die Augen geschlossen und rührte sich nicht. Auf einmal aber wurde eine große Frage ungestüm in ihr wach. Um sie zu beantworten, versuchte sie, mit der rechten Hand an ihrem Leib heraufzutasten. Sie mußte wissen, ob das andere auch noch da war. Sie spürte nicht, daß es sich rührte. Und seit zwei Wochen hatte sie doch dann und wann die kleinen Füßchen gespürt. Wenn dieses andere, wenn diese kleinen Füßchen nicht mehr da waren, dann konnte sie ja vielleicht wieder leben. Aber sie brachte die Hand nicht in die Höhe. Was das plötzlich für eine bleischwere Hand war. Und die Linke war noch schwerer Nein, sie mußte die Schwester fragen.

„Ist das andere auch noch da?" fragte sie langsam.

„Das andere?" fragte die Schwester verwundert, „ach, die Kugel? Nein, nein, die ist glücklich weg!"

Martha bewegte schwach den Kopf, was ein ungeduldiges Kopfschütteln bedeuten sollte.

„Nein, das andere, die Füßchen!" Da wurde sie endlich begriffen.

„Keine Angst, es ist alles in Ordnung," sagte die fröhliche Stimme, die sich immer vor dem Lautwerden hüten mußte.

In Ordnung? Das bedeutete wohl, daß das andere, das also noch da war, ebenso wie auch die Tatsache, daß sie noch lebte, als ein Umstand betrachtet wurde, der völlig in Ordnung war. Das Spital war sicherlich wie eine Kirche, wo auch alles in Ordnung war und die schlimmsten Sünden gebeichtet werden durften und früher nicht einmal ein Mörder gefangen genommen werden konnte. Ja, hier war sie sicher. Doch draußen fing dann das Unglück wieder an. Aber dann gab's ja wieder eine Rettung, und zum zweiten Male wollte sie sich schon vorsehen. Hinter ihren Augen, die sich wieder geschlossen hatten, versteinerten sich alle Gedanken zum festen Entschlusse zu sterben, sobald es möglich war.

Als der Doktor kam, tat sie, als schlafe sie. Sie ließ ihn tun, was er tun mußte, und zwang die Schmerzen nieder. Sie war bloß böse darüber, daß sie die Mundwinkel nicht ganz in der Gewalt hatte. Die zuckten immer verräterisch, wenn ein allzu heftiger Stich durch die Brust ging.

„Wie geht's, Fräulein Zumbrunner," fragte der Doktor schließlich.

Seine Stimme überrumpelte sie. Weich war sie, ohne unmännlich zu sein, und hatte etwas Väterliches, ohne aber alt und müde zu klingen. Dieser Mann hatte sicher schon viel Unglück gesehen und viel Schmerzen geheilt. Man hörte es der Stimme an. Martha fühlte sich versucht, die Augen aufzumachen, aber sie bezwang sich.

Die Krankenschwester flüsterte dem Doktor etwas ins Ohr. Er nickte, als höre er bloß die Bestätigung dessen, was er schon wußte, und sagte dann leise: „Nicht allein lassen!" Aber trotzdem die Worte ganz leise aus seinem Munde kamen, verstand doch Martha die Mahnung und spürte einen spöttischen Spruch auf ihren Lippen lebendig werden. Aber sie hielt ihn zurück. Sie sollen mich nur bewachen! Wer kann einen Menschen am Sterben hindern, wenn es sein fester Wille ist?

Eine ganze Woche lang blieb es bei diesem stummen Verkehr. Indessen kamen ihre Kräfte langsam zurück; sie konnte jetzt schon die Hände und Arme ohne Mühe heben, konnte den Kopf drehen und vermochte den Bibelspruch auch noch in der Dämmerung ganz deutlich zu lesen, ohne daß es ihr vor den Augen flimmerte. Aber wenn der Doktor kam, dann lag sie jeweilen da wie eine Tote. Je stärker das Leben wieder in ihren Adern pulste, desto mehr haßte sie ihn. Sie wußte jetzt ganz genau die Stunde seiner Besuche und erwartete sie immer wohlgerüstet, wie man einen Feind erwartet.

Aber eines Morgens überraschte er sie zu ungewohnter Zeit, als sie gerade zum Fenster hinausschaute und sich an den Bäumen und am Himmel freute trotz allem Todeswillen. Martha schloß die Augen und nahm ihr übliches stummes und steifes Wesen an. Aber heute fiel es ihr schwer. Warum störte er sie? Sie hörte, wie die Krankenschwester hinausging und der Doktor einen Stuhl ans Bett rückte und sich niedersetzte. Dann fühlte sie sich an der Hand gefaßt.

„Guten Morgen, Fräulein Zumbrunner," sagte er mit seiner guten Stimme, gegen die sie sich am liebsten taub gemacht hätte. Sie antwortete nicht.

„Schauen Sie mich an," befahl er.

Sie spürte, daß sie ihm gehorchen mußte. Was tat es schließlich auch, wenn sie ihn ansah? Umso besser konnte sie ihm zeigen, daß sie ihn haßte, auch ohne ein Wort zu sagen. Langsam tat sie die Augen auf und schaute ihn an, entdeckte aber einen so seltsamen Kopf, daß sie unwillkürlich lächeln mußte.

„Bravo, Fräulein Zumbrunner, jetzt lachen Sie ja schon."

Sie wollte sich bezwingen, wollte finster dreinsehen, aber es gelang ihr nicht. Sein Kopf war zu komisch, so ganz anders, als sie sich ihn vorgestellt hatte. Die Schwester hatte immer nur mit Achtung, ja mit Ehrerbietung vom Doktor gesprochen, als sei er eine heilige Person. Aber nun saß ganz plötzlich ein Mann vor ihr, der der Natur gar nicht hübsch geraten war. Sein Schädel war hinten ohne Gewicht und spitzte sich nach oben von der etwas zu niedrigen Stirne aus kegelförmig zu. Statt nun diese seltsame Form so gut wie möglich zu beschönigen und zu verbergen, trug er sein etwas rötliches Haar kurz geschnitten, daß es borstenähnlich kurz und steif und igelstachlig vom Kopfe abstand. Dazu kam noch, daß die Augenbrauen gewissermaßen fehlten, die Augenränder an einer chronischen Entzündung zu leiden schienen, die Unterlippe groß und das Kinn klein war, so daß es für ein überraschtes Mädchen genug Gründe gab um zu lächeln.

„Ja, schön bin ich nicht," fuhr er mit seiner guten Stimme fort, mit der die Natur alles wettzumachen versuchte, was sie sonst an ihm gesündigt hatte. „Aber man behauptet, ich sei trotzdem ein ganz tüchtiger Arzt. Was sagen Sie denn zu meiner Kunst?"

„Ich hätte lieber, Sie könnten nichts," antwortete sie scharf und lachte nicht mehr.

„Sie sind also nicht zufrieden, daß ich Sie gerettet habe?"

„Wenn man einen Revolver selber in die Hand nimmt, so weiß man, warum man es tut, und will nicht gerettet werden."

„Es gibt Leute, die sterben wollen und hinterher doch recht froh sind, daß sie nicht gestorben sind."

„Zu diesen Leuten gehöre ich nicht."

„Ja, ich fürchte es, und darum bin ich jetzt zu Ihnen gekommen, um ein wenig zu plaudern. Ihre Genesung macht die programmmäßigen Fortschritte. An der Wunde ist nichts auszusetzen. Alles nimmt den richtigen Verlauf. Jetzt handelt es sich also bloß noch darum, auch Ihr seelisches Gleichgewicht wieder herzustellen. Es ist Verschiedenes defekt. Sie müssen in jeder Beziehung wieder gesund werden."

„Geben Sie sich keine Mühe, es hat gar keinen Sinn. Sobald ich wieder stark genug bin, werde ich mir schon zu helfen wissen."

„Dann retten wir Sie eben zum zweiten Male," sagte er gleichmütig.

„Ich werde mich dann so benehmen, daß ich ganz sicher nicht zu retten bin," sagte sie eifrig.

„Das ist sehr schwer, verehrtes Fräulein, gewissermaßen unmöglich, denn wir können sehr viel, wir Chirurgen."

„Ich werde mich dann nicht mehr erschießen. Lieber werfe ich mich zu einem Fenster hinaus, das ist sicherer."

„Darum lassen wir Sie hier zu ebener Erde wohnen. Und schließlich: auch vom dritten Stock herunter würden Sie höchstens ein paar Knochen brechen. Das ist das Gewöhnliche."

„So springe ich in den Rhein."

„Dann fischt man Sie auf."

„Und wenn ich Leuchtgas einatme?"

„Dann macht man Wiederbelebungsversuche. Wir haben einen sehr guten Apparat dazu. Er hat uns noch nie im Stiche gelassen."

„So vergifte ich mich."

„Das Vergiften ist in den meisten Fällen ganz resultatlos."

„So lege ich mich unter einen Eisenbahnzug."

„Das wäre schade um Sie. Man verliert dabei gewöhnlich höchstens die Beine oder wird auf irgend eine andere Weise häßlich verstümmelt, ohne gerade zu sterben."

„Ich werde schon einen Ausweg finden, Herr Doktor."

„Fräulein Zumbrunner," fuhr er ernster und eindringlicher fort, „warum wollen Sie eigentlich sterben?"

„Weil ich nicht leben kann."

„Sie dürfen ganz einfach nicht sterben," rief der Doktor aufgeregt. „Lassen Sie die Kranken sterben. Aber mögen um Himmelswillen die Gesunden und Starken am Leben bleiben. Wir haben die Vertreter einer gesunden Rasse wahrhaft bitter notwendig. Wissen Sie, Fräulein Zumbrunner: ich hab' mich schon seit langem nicht mehr so gefreut wie über diese gelungene Operation." Er deutete auf ihren Verband.

„Sie sind eben stolz auf Ihr Werk, wie jeder andere Handwerker auch; und wenn man Ihnen heute einen schwerverletzten Krüppel bringt, so geben Sie sich die größte Mühe. Und wenn man Ihnen morgen einen verunglückten Idioten auf den Operationstisch legt, so retten Sie ihn auch."

„Aber nicht mit der Freude, mit der ich Sie gerettet habe, das dürfen Sie mir glauben. Und nun frage ich Sie noch einmal: warum wollen Sie sterben?"

„Weil das Leben keinen Sinn mehr hat für mich. Ach, das geht Sie überhaupt gar nichts an."

„Doch, ich bin Ihr Arzt, und muß alles tun, um Sie zu heilen."

„Lassen Sie es lieber bleiben, denn es ist eine undankbare Arbeit. Warum bewacht man mich immer? Ich kann ja nicht einmal den Verband abreißen."

„Das dürfen Sie auch nicht. Denn ich glaube, daß es in Ihrem Falle nur ein bißchen Ueberlegung braucht, um über den gefährlichen Punkt hinwegzukommen. Sie sind aus einer guten Familie und wissen, daß Sie ein Kind zu erwarten haben. Dieser sogenannten Schande wollen Sie entfliehen. Aber das ist eine Feigheit. Ja, das sage ich Ihnen ins Gesicht. Und wenn er ein schlechter Kerl ist, so vergessen Sie ihn doch, verachten Sie ihn, aus dem Gedächtnisse mit ihm!"

„Das verstehen Sie nicht, Herr Doktor. Man hört es Ihnen an. Sie meinen es gut, aber das ist nicht Ihr Gebiet." Sie mußte fast wieder lächeln. „Nein, mein Fall ist nicht so einfach. Es kommt gar vieles zusammen. Es mag sein, daß die Angst vor der Schande dabei ist. Ja, sie ist dabei; aber vor allem ist's die Angst vor der Einsamkeit, die mich plagt. Denn von nun an stehe ich ganz allein. Das weiß ich. Meine Mutter wird mich verstoßen. Oder ist sie einmal im Spital gewesen?"

„Wir haben bis jetzt in Anbetracht Ihres Zustandes alle Besuche verboten," sagte der Doktor ausweichend.

„Ich frage Sie: hat meine Mutter einmal den Versuch gemacht, mich zu besuchen?"

„Nein," gab er zu. „Aber Ihr Bruder ist jeden Tag zweimal dagewesen."

„Ja, mein Bruder. Aber meine Mutter nicht. Ich wußte es zum voraus. Wir werden uns nie mehr wiedersehen."

„Dann müssen Sie eben allein dastehen. Seien Sie stolz darauf. Auch das kann eine Freude werden."

„Aber eine magere Freude, besonders für uns Mädchen. Nein, nein, Herr Doktor, Sie konnten mich zwar diesmal vor dem Tode bewahren, aber dem Leben zurückgeben, das können Sie doch nicht. Ich will nicht in die Einsamkeit und in die Schande. Hätte ich die Mutter, dann ginge es. Aber allein, nein!"

Die Krankenschwester öffnete die Türe. „Der Herr Professor läßt bitten." Der Doktor stand auf und gab Martha Zumbrunner die Hand. „Also, Kopf hoch, denken Sie über die Sache nach und machen Sie mir keinen Strich durch die Rechnung. Ich möchte nämlich Ihren Fall gern am nächsten Chirurgenkongreß zum Thema eines Vortrages machen. Denn er ist ein sehr schöner Fall. Aber, wenn Sie hinterher doch wieder sterben, so verderben Sie mir alle Freude an der Operation."

Sie lächelte bloß wehmütig hinter ihm drein.

„Er scheint ein guter Mensch zu sein," sagte sie zur Schwester, die sich wieder ans Bett setzte.

„Ja, es gibt keinen Besseren!"

„Aber schön ist er nicht."

„Ach, wenn er auch noch schön wäre, dann wäre auch gar zu viel in einem Manne beisammen!"

„Ist er verheiratet?"

„Nein, nein! Man sagt, er sei ein Weiberfeind, er könne die Mädchen nicht ausstehen. Ich glaub's. Es ist etwas Pathologisches dabei, sagen die Assistenten. Haben Sie nicht seinen merkwürdigen Schädel gesehen?"

„Jedenfalls war er sehr freundlich, trotzdem ich doch auch ein weibliches Wesen bin."

„Ja, Sie sind eben krank, und freundlich ist er überhaupt eigentlich immer, aber mehr nicht. Der wird ganz sicher nicht heiraten!"

Martha mußte lachen. „Ich begehr's auch gar nicht."

Am anderen Morgen kam der Doktor wieder herein und wieder verschwand die Krankenschwester. Diesmal schaute ihm Martha Zumbrunner offen entgegen und erwiderte seinen freundlichen Gruß mit einem leisen „Guten Morgen, Herr Doktor".

„Sie haben die gleichen Augen wie Ihre Mutter," sagte er nach einer Weile, nachdem er von ihrer baldigen Genesung gesprochen hatte.

„Woher wissen Sie das so genau? Haben Sie meine Mutter besucht?"

„Ich habe sie besucht," sagte er und sah dabei etwas verlegen und überrumpelt aus.

„Warum?"

„Um ihr zu erzählen, daß Sie am Gesundwerden seien."

„Nur das? Sonst nichts?"

„Nun ja, wir haben auch noch über dies und jenes Thema gesprochen."

„Herr Doktor, wenn Sie nicht aufrichtig sind, dann spreche ich nie mehr mit Ihnen."

„Gut. Seien wir aufrichtig. Sie haben recht. Wollen Sie wissen, was ich mit Ihrer Mutter gesprochen habe?"

„Ich glaube, ich weiß es schon."

„Das wäre merkwürdig."

„Nein, gar nicht so merkwürdig. Man hat mir gesagt, Sie seien ein guter Mensch. Ich glaube es. Und nun habe ich gestern von meiner Mutter gesprochen und war traurig, daß sie noch nie bei mir gewesen ist. Was war natürlicher, als daß Sie in ihrer freien Zeit zu meiner Mutter gingen und sie baten, mich zu besuchen, nicht wahr?"

„Ja, Sie haben recht."

„Meine Mutter aber hat nein gesagt?"

„Auch diesmal haben Sie recht," sagte er nach kurzem Zaudern.

„Ich kenne meine Mutter, wir sind einander nicht unähnlich. Ich bin ganz sicher, sie hätte es am liebsten, wenn ich nicht gerettet worden wäre. Oder nicht?"

„Doch," sagte der Doktor leise und mit Mühe. Aber ich muß aufrichtig sein, dachte er, auch im Schlimmsten, damit sie mir glaubt, wenn ich auch im Guten und Tröstenden aufrichtig bin.

„Ich habe gar nichts anderes erwartet. Mein Fehltritt, wenn ich's so nennen soll, ist in ihren Augen eine Schande. Und mein Selbstmordversuch ist eine noch größere. Und beides bleibt bestehen, auch wenn ich ins Leben zurückkehre. Die Schande wird sogar noch größer. Meine Gegenwart ruft sie den Leuten fortwährend in die Erinnerung zurück. Ich bin eben diejenige und werde immer diejenige sein, die die allergrößten Sünden begangen hat. Meine Mutter wird sehr schwer daran zu tragen haben, vielleicht noch schwerer als ich. Eine Tote aber wäre den Leuten aus den Augen und damit auch ihre Schande." Der Doktor saß stumm da. Martha aber fuhr fort: „Und Sie haben ihr wohl auch gesagt, wenn man mich nicht tröste und mich nicht besuche, dann würde ich wahrscheinlich einen zweiten Selbstmordversuch verüben." Der Doktor nickte. „Da hat meine Mutter gesagt: Hoffentlich wird es ihr zum zweiten Male besser gelingen." (Fortsetzung folgt.)

Erinnerunge a d's erste=n=eidgenössische Füürwehrfescht, abghalte vom 8. bis 10. Augste 1874.

Von K. Gfeller. (Fortsetzung.)

Imposant isch d'r Ougeblick gsi, wo di viele Tuusige d'r Hochruef usbracht hei u d'Musik chräftig ygfalle isch und das „Rufst du mein Vaterland" agstimmt het.

Nach d'r Ansprach isch zum Feschtzug i u dür d'Schtadt

Brandkorpschef B. Wyss (1831—1854).

Brandkorpschef Tschiffeli (1854—1863).

Brandkorpschef Bomonti (1863—1875). Brandkorpschef v. Grenus (1875—1881.)

aträte worde. Es isch e schmucki, schtattlechi Schaar gsi. D'r Feschtzug isch zu me ne Triumphzug worde, di ganzi Bevölkerung vo Bärn isch uf de Bei gsi, um d'r Zug z'gseh. Dick inenand, daß me hätt chönne uf de Chöpf loufe, si Tuusigi u Tuusigi a de Schtraße gschtande, keis Fänschter isch unbsetzt gsi, uf de Dächer, Simse, uf Wage=n=u Bänne het sech d'Juged feschtgsetzt gha, jede het sech e guete Platz welle=n=ergattere. D'r Zug, a däm gäge 3000 Füürwehrmanne, sogar Abordnunge=n=us Dütschland, Teil gno hei, het en erhebende=n=Yndruck gmacht. Die schtattleche Füürwehrlüt i ihrne chleidsame, schmucke=n=Uniforme hei es schöns Bild darbote. D's Publikum het dene wackere, i ärnschter Schtund geng hülfsbereite Manne si Achtung zollt.

D'r Zug bewegt sich schtadtabwärts dür d'Aarbergergaß, uf e Weisehusplatz, vo da nach em Wybermärit, wo die ehrewärti Frau Anna Seiler, Gründerin vom Inselschpital, uf ihrem Brunne under me ne große, wyße=n=u rote Rägeschirm paradiert. O d'r Chefiturm isch garniert, aber mit gwunderige Chöpf vo de=n=arme Gfangene.

E schöni Trophäe het d's Zunfthus vo Obergärwere zeigt, nämlich e Fahne, wo 1656 bi Vilmärge als Zunftfahne mitgschtritte het.

A d'r Chrüzung zwüsche Chram= u Grächtigkeitsgaß isch e mit Tannechries verchleidete Turm gschtande, als Erinnerung a di urschprünglich vom Erbouer Bärns beabsichtigti Schtadtmarch.

Dä Turm isch mit de Wappe vom Zähringer u de=n=edle Gschlächter vo Buebebärg, von Erlach u vo Hallwyl gschmückt gsi.

Vo d'r Zinne=n=abe het e ritterlichi Gschtalt d's Bärnerpanner gschwänkt, u währed eini vo dene zwo Inschrifte uf di historisch=symbolischi Bedütung higwiese het, het di anderi a ne schöni, patriotischi Pflicht gmahnt mit de Worte:

„Wöllt, biderbe Knaben, bei festlichen Schwänken
Getrüwer Altvordern in Ehren gedenken!"

Aenet d'r Nydeggbrügg, uf d'r Bäregrabesyte, isch e schöne Triumphboge — d'r schönscht vo allne — ufgschtellt gsi; ihn het d'r Zug passiert, um de uf em Rondeau vom Bäregrabe Contremarsch z'mache, u wieder über d'Nydeggbrügg z'rück i d'Schtadt yz'marschiere. Das Arrangement isch originell u sehr glunge gsi, da uf die Art jede=n=einzelne Zugteilnähmer d'r ganz Zug a sich verby het gseh passiere.

Wieder z'rück dür d'Grächtigkeitsgaß uf, het sich du d'r Zug dür d'Chrüzgaß am Münschter verby i d'Cheßlergaß bewegt, die wäge=n=ihrer prachtvolle, sinnige Dekoration vo jedem Zugteilnähmer großartige Byfall und Bewunderung g'ärntet het.

D'r Zug geit a d'r Schtadtpolizei verby, die folgendi fynwitzigi Inschrift treit:

„An Dank nicht reich,
Von Tadel nicht frei,
Bewillkommt Euch
Die Stadtpolizei!"